

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 18

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]
Autor: Viebig, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXV. Jahrgang

Zürich, 15. Juni 1932

Heft 18

Lebensgewinn.

Zwischen Schmerz und Freuden,
Leben, fließe hin!
Hab' ich doch von beiden
Reichlichsten Gewinn!

Gottes Schönheit seh' ich,
Wie ich froh bin, ein;
Solde Pflicht — versteh ich —
Soll mir Freude sein.

Kommen dann die Schmerzen —
Kommt nur immerhin!
Lehrt bereitem Herzen
Kraft und Menschenfönn!

So, in dunkler Tage,
Wie in heller Lauf,
Baut aus Lust und Klage
Sich die Weisheit auf.

Rinne, Strom des Lebens,
Rinne nur so zu!
Kannst doch nicht vergebens,
Glück'ge Welle, du!

Liebe war am Quelle,
Liebe war am Hain —
Liebe wird, o Welle,
Wo du landest, sein.

Seuchtersleben.

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

(Fortsetzung.)

Wolfgang hatte mit Frida Lämke, deren Bruder und Hans Flebbe eine längst geplante Landpartie unternommen. Frida hatte sich für den Nachmittag im Geschäft freigemacht; ausnahmsweise, und weil sie etwas unabweisbar Dringendes vorschückte, gelang es ihr, abzukommen. Nun war sie aber auch wie losgelassen, voller Übermut: ha, war das fein, ha, wollten sie sich mal amüsieren! Wolfgang hatte eine Droschke spendiert; er und Frida im Fond, die beiden andern ihnen gegenüber auf dem Rücksitz, so hatten sie eine Rundfahrt durch den grünen, grünen Wald gemacht, hatten dieses Lokal besucht und jenes, waren Karussell gefahren und Boot

und hatten in der Würfelbude gewürfelt. Wolfgang war sehr galant, Frida durfte immer noch mal; eine Butterdose von blauem Glas, eine Glanzpapiertüte mit Pfeffernüssen, vor allem aber ein kleiner Piepmatz in einem winzigen Holzgitterkästchen machten sie felig. Alles das durfte Hans nun tragen, während sie auf dem Nachhauseweg, den sie von Schildhorn zu Fuß antraten, sich mit Wolfgang jagte und neckte. Der Bräutigam störte weiter nicht. Hans hatte von Anfang an darauf verzichtet, seine Frida am Arm zu führen; man hätte sie dreist für das Verhältnis des eleganten jungen Herrn halten können. Aber als sie nun ganz außer Atem,

rot und zerzaust war und die Dämmerung des Abends, der hier innen zwischen den dichten Stämmen schon eher dunkelte als draußen, ihr ein kleines Gruseln und ein wonniges Sicherschrecken einjagte, hing sie sich doch wie selbstverständlich an den Arm ihres Hans. Sie blieb ein wenig zurück.

Nun war Wolfgang allein, denn Artur rechnete er nicht, obgleich der neben ihm her über die Wurzeln stolperte und schrill pfiff. Und Wolfgang beneidete den dicken Hans, über den sie heute, seine Braut am meisten, so viel gelacht hatten; auch er hatte das Bedürfnis, jetzt ein Mädchen am Arm hängen zu haben. Das brauchte nicht einmal so niedlich wie Frida zu sein — wenn's nur ein Mädel war! Die Dämmerung des Waldes, die so wohlig war und verschwiegen, lud förmlich ein. Und vom Boden, der so mager war, lauter Sand, stieg heute abend doch ein sattes Duften auf, ein reichliches Gewähren. Wolfgang fühlte sich lebens- und liebeshungrig, gierig nach Freude, nach Genuß. Hätte er jetzt Frida neben sich gehabt, mit beiden Armen hätte er sie gepackt, sie an sich gerissen, blitzschnell ihr den Mund mit Küffen verschlossen und sie nicht mehr losgelassen.

Er konnte nicht mehr an sich halten, er mußte wenigstens Artur packen und mit ihm dahinwalzen durch den sandigen Waldboden, daß dem aufgeschossenen Jungen, der heute schon zu so und soviel Kunden gelaufen war, um sie zu rasieren, Hören und Sehen verging. Die übrigen Spaziergänger blieben stehen: das war ihnen nichts Neues auf Landpartien, wenn's nicht größeren Unfug gab! Sie amüsierten sich, und als Wolfgang zum Schluß den Partner mit einem lauten Suchhe in die Höhe hob und ihn ein paarmal um sich herumschwenkte, klatschten sie Beifall.

Wolfgang war nun doch sehr außer Atem. Als sie zum Walde hinaus waren, mußten sie langsamer gehen; jetzt, in bewohnten Regionen — schon tauchten die eleganten Landhäuser auf — hätte man Menschen tottreten können. Das war eine Fülle! An der Abfahrtstelle der elektrischen Bahn drängte und drückte es sich. Sie stellten sich auch auf: das war ein Spaß, zu sehen, wie die Leute, die gerne mitkommen wollten, sich pufften. Es war noch leidlich hell und warm wie im Sommer, aber rasch würde es ganz dunkel sein, und je später, desto größer der Ansturm. Lachend standen die beiden und sahen dem Drängen gelassen zu: was machte es ihnen

aus, wenn sie nicht hinkamen, sie liefen eben das Stückchen zu Fuß weiter bis nach Hause.

Wolfgang fühlte sein Herz heftig pochen — es hatte ihm doch zu viel Spaß gemacht, mit Frida zu tanzen! In einem Lokal, in dem im angebauten Brettersaal ein Klavierspieler aufs Klavier paukte, hatte er Frida ein paarmal ordentlich herumgeschwenkt, und auch noch ein paar andre Mädchen, die verlangend nach dem stürmischen Tänzer gesehen hatten. Es war eine Lust gewesen. Noch fühlte er den Nachhall davon in sich zittern, seine Brust hob und senkte sich unruhig — hei, so ein Mädchen im Arm sich herumschwenken, lustig sein! Wundervoll, es war alles so wundervoll!

Die Zähne zusammenbeißend, um nicht durch einen lauten, jubelnden Aufschrei die Blicke auf sich zu lenken, bebte Wolfgang innerlich vor unbändiger Lebenslust. Ha, das wäre fein, ha, das wäre eine Wohltat, jetzt irgendeine Dummheit begehen zu können! Er überlegte: was gab man jetzt nur an?!

Da störte ihn ein Husten. Wie hohl das klang, als sei inwendig alles lose! Der junge Mann, der hinter seinem breiten Rücken stand, mochte wohl eine Weile so gehustet haben — er hatte es nur nicht beachtet — nun ekelte ihn vor dessen Auswurf. Unwillkürlich wichen er zur Seite: pfui, wie hustete dieser Mensch!

„Ach“, hörte Wolfgang jetzt den älteren Mann sagen, auf dessen Arm der Hustende sich stützte, „ich bin ganz außer mir, daß keine Droschke zu bekommen ist! Bist du sehr kaputt? Geht's noch?“ Es lag so viel Angst in diesem „Geht's noch?“

„Oh, ganz gut!“ der junge Mensch antwortete mit heiserer Stimme. Wolfgang merkte auf: diese Stimme war ihm doch bekannt? Und nun erkannte er auch das Gesicht. War das nicht Kullrich? Donnerwetter, wie der sich aber verändert hatte! Unwillkürlich lüftete er den Hut: „n' Abend, Kullrich!“

Jetzt erkannte dieser auch ihn. „Schließen!“ Kullrich lächelte, daß man all seine Zähne, lang und weiß, hinter den blutlosen Lippen sah. Und dann reichte er dem früheren Schulkameraden die Hand: „Du bist auch nicht mehr auf der Schule? Ich auch nicht mehr. Wir haben uns lange nicht mehr gesehen!“

Wolfgang fühlte die Hand unangenehm feuchtkalt in der seinen, und es durchrieselte ihn. Daß er einmal gehört hatte, Kullrich hätte die Schwindsucht, hatte er längst vergessen; nun

fiel's ihm auf einmal wieder ein. Aber das konnte ja gar nicht sein, so jung stirbt man doch nicht?! Alles in ihm sträubte sich dagegen.

„Bist du krank gewesen?“ fragte er rasch. „Aber jetzt geht's dir doch wieder ganz gut?“ Es wurde ihm ordentlich schwer, das alte „du“ zu gebrauchen, der Kullrich hier war ihm so fremd.

„O ja, es geht,“ sagte Kullrich und lächelte wieder. Ein ganz merkwürdiges Lächeln, das selbst dem achtlosen jungen Mann auffiel. Kullrich war nie hübsch gewesen, er hatte eine Kartoffelnase; jetzt mußte Wolfgang ihn immer ansehen: wieviel feiner war das Gesicht geworden und so — er konnte nicht an sich halten, er sagte es plötzlich gerade heraus: „Wie siehst du jetzt aus?! Ich hätte dich beinahe nicht erkannt!“

„Mein Sohn wird jetzt bald verreisen,“ sagte der Vater rasch, und dabei zog er den Arm seines Jungen fester in den seinen. „Dann kommt er hoffentlich ganz gesund wieder. Es war so schönes Wetter — viel Luft und Kiefernduft, sagt der Arzt — wir sind zu lange draußen geblieben. Es wird dir doch nichts schaden?!“ Wieder so viel Angst im Ton. „Ist dir auch nicht kalt? Willst du dich nicht so lange setzen?“ Der Vater stellte ein Feldstühlchen zur Erde, das er unterm Arm getragen hatte und klappte es auseinander: „Setz' dich doch 'n bißchen, Fritz!“

Der arme Kerl! Der Ton des Vaters, in dem die liebende Angst zitterte, berührte Wolfgang eigentümlich. Der arme Kerl, der war wahrhaftig doch sehr krank! Wie schrecklich! Ein Grauen kam ihn an, unwillkürlich zog er sich zurück, daß ihn der Atem des Kranken nicht treffe; der ganze Egoismus der Jugend und der Gesundheit war in ihm: wie fatal, daß er heute, gerade heute dem hier begegnen mußte!

„Kann ich Ihnen vielleicht einen Wagen besorgen?“ fragte er rasch — daß der Kullrich nur fortkam, das Husten war ja gräßlich anzuhören — „ich weiß hier Bescheid, ich bekomme schon einen!“

Der Vater Kullrich, wie aus einer großen Angst erlöst, sagte aufatmend: „Ach ja, ach ja! 'ne Droschke, 'ne geschlossene womöglich! Mit der Bahn kommen wir ja doch nicht mit! Und es wird so spät! Ist dir auch wirklich nicht kalt, Fritz!“ Ein kühler Wind hatte sich plötzlich erhoben und der alte Mann zog seinen Überzieher aus und hängte ihn dem Sohn noch um die Schultern.

Mußte dem scheußlich zumute sein, seinen Jungen so zu sehen, dachte Wolfgang. Sterben überhaupt, sterben, wie schrecklich! Und wie der Mann seinen Sohn liebt! Das hörte man am Ton, sah man an den Blicken!

Wolfgang war froh, nach der Droschke umherrennen zu können. Es war jetzt schwer, eine zu bekommen, er rannte sich völlig außer Atem. Endlich hatte er einen Wagen. Wie er am Halteplatze der elektrischen Bahn anlangte, war Herr Kullrich bereits völlig verzweifelt. Er hatte die Hoffnung schon aufgegeben gehabt, und der Sohn hatte sehr viel gehustet.

Jetzt löste er sich fast auf in Dankbarkeit. Der einfache Mann — er war ein Subalternbeamter und hatte es gewiß nicht dazu — versprach dem Kutscher ein reiches Trinkgeld, wenn er sie nur rasch nach Halensee, Ringbahnstraße 111, fahren wollte. Er hüllte den Sohn in die Decke, die auf dem Rücksitz lag; der Kutscher gab noch eine Pferdedecke zu, Wolfgang wickelte dem Schulkameraden die Beine ein.

„Danke, danke,“ sagte Fritz Kullrich matt; er war jetzt ganz abgefallen.

„Besuchen Sie uns doch mal, Herr Schlieben,“ sagte der Vater und drückte Wolfgang die Hand. „Fritz würde sich freuen. Und ich bin Ihnen ja so dankbar!“

„Aber komm' bald,“ sprach der Sohn und lächelte wieder sein seltsames Lächeln. „Adieu!“

„Adieu!“ Wolfgang stand und starrte hinter dem rasch davonrollenden Wagen drein — da fuhr der Kullrich! Seiner Mutter nach.

Die frohe Laune Wolfgangs war verflogen. Als die Genossen des Nachmittags mit Hallo nach ihm suchten — Hans mußte seine Frida ordentlich geküßt haben, das Hütchen saß ihr schief, ihre Augen glänzten verliebt —, machte er sich rasch von ihnen frei. Er sagte ihnen kurz Adieu und ging allein. Der Tod hatte ihn gestreift. Und ein altes Lied, das er, unter so vielen anderen, einst mit Cilla, dem Mädchen seiner Kindheit, gesungen hatte, schoß ihm urplötzlich durch den Sinn. Jetzt verstand er zum erstenmal die tiefere Bedeutung:

Bräuhst du gleich mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach, die Rosen welken bald!

Er ging gleich nach Hause, er hatte heute nicht Lust mehr, draußen herumzubummeln. Und als er so ging mit wiegendem, schlenderndem Gang, entlegene Wege, in denen es still war, richtete sich etwas auf vor ihm in der dunklen Färbung

des Herbstabends und stellte sich in seinen Weg — das war eine Frage:

„Und du —?! Wohin du —?!“

In einer Stimmung, die festsam weich und versöhnlich war, betrat er das Elternhaus. Aber als er ins Zimmer trat, saßen die Eltern da wie zu Gericht.

Räte hatte es nun doch nicht verheimlichen können, es hätte ihr das Herz abgepreßt, sie hatte jemandem erzählen müssen, was sie beobachtet hatte. Und Schlieben hatte sich mehr darüber aufgeregt, als seine Frau erwartet hatte: also in solche Gesellschaft war der Junge geraten?!

„Wo treibst du dich herum?“ fuhr er den Sohn an.

Der Eintretende stutzte: was war das für ein Ton, es war doch heute nicht so spät?! Im Gefühl des Unrechts, das ihm geschah, hob er den Kopf.

„Sieh mich nicht so unverschämt an!“ Den Vater verließ die Beherrschung. „Wer ist das Frauenzimmer, mit dem du dich herumtreibst?“

Herumtreibst — Frauenzimmer?! Dem jungen Menschen schoß das Blut heiß zu Kopf. Frida Lämke ein Frauenzimmer — das war toll! „Sie ist kein Frauenzimmer!“ brauste er auf. Und dann: „Ich habe mich nicht herumgetrieben!“

„Nun, nun, ich habe —“ Schlieben verbesserte sich rasch, er konnte doch nicht sagen: ‚ich habe dich gesehen‘ — so sagte er: „Wir haben dich gesehen!“

Wolfgang wurde sehr rot. Aha — sie hatten ihn belauert — heute wohl — waren ihm nachgeschlichen?! Nicht einmal weit draußen war man sicher vor ihren Späherblicken! Er war empört. „Wie kannst du sagen ‚Frauenzimmer‘! Sie ist kein Frauenzimmer!“

„So — was ist sie denn, wenn ich fragen darf?“

„Meine Freundin!“

„Deine Freundin?!“ Der Vater lachte ein kurzes zorniges Lachen. „Freundin — nun ja, aber für dich ist das denn doch noch ein wenig früh! Ich verbiete dir solche Freundinnen zweifelhaften, mehr als zweifelhaften Genres!“

„Sie ist nicht zweifelhaft!“ Wolfgangs Augen funkelten. Wie recht hatte Frau Lämke, die neulich, als er sie wiederum besuchte, gesagt hatte: „So sehr ich mir doch freue, kommen Sie doch nicht zu oft, Wolfgang. Frida ist man 'n

armes Mädchen, und bei so einer wird gleich was gered't!“

Nein, hier gab's nichts anzuzweifeln! Bleich vor Wut starrte der Sohn dem Vater in die Augen. „Sie ist ein so anständiges Mädchen, wie es nur eines gibt! Wie darfst du so von ihr sprechen?! Wie darfst du dich unter —“ Er stockte, er war zu wütend, die Stimme versagte ihm.

„Unterstehen — sag's nur heraus, ‚unterstehen!‘“ Schlieben beherrschte sich jetzt mehr, er war etwas ruhiger geworden, denn was er auf seines Jungen Gesicht sah, dünkte ihn ehrliche Enttäuschung. Nein, ganz verdorben war der doch noch nicht, der war wohl nur verführt, solche Frauenzimmer hängen sich ja mit Vorliebe an noch sehr junge Leute! Und er sagte mit einer gutgemeinten Überredung: „Mache dich los von der Geschichte, so bald als möglich. Du ersparst dir viel Unangenehmes. Ich will dir wohl helfen dabei!“

„Danke!“ Der junge Mensch steckte die Hände in die Hosentaschen und stellte sich breitbeinig auf.

Die weiche Stimmung war längst verflogen, die hatte Wolfgang sofort verloren beim ersten Schritt ins Zimmer; nun war er recht in der Laune, sich nichts, aber auch gar nichts gefallen zu lassen. Sie hatten Frida beschimpft!

„Wo wohnt sie?“ fragte der Vater.

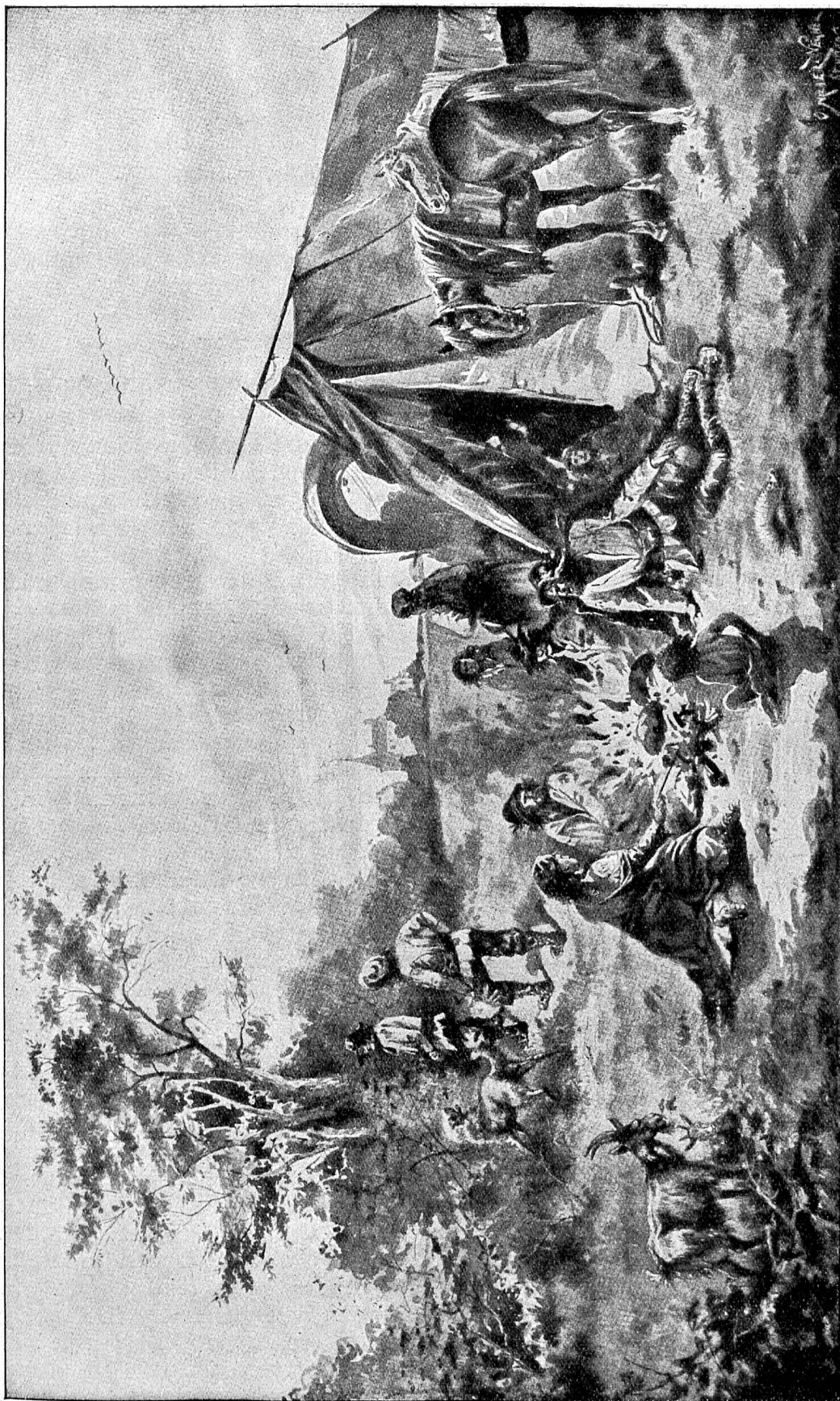
„Ja, das möchtest du wohl wissen!“ Der Sohn lachte höhnisch auf; er empfand eine gewisse Genugtuung, ihrer Neugier das vorzuenthalten. Das würden sie nie erfahren! Das hatte er ja gar nicht nötig, sie wissen zu lassen! Trotzig warf er den Kopf in den Nacken und antwortete nicht.

O Gott, was war aus dem Jungen geworden! Ganz entsezt starrte Räte drein: er hatte sich ja völlig gewandelt, war ein ganz, ganz anderer geworden! Aber dann kam die Erinnerung — sie hatte ihn doch einmal so sehr geliebt — und der Schmerz, ihn gänzlich und auf immer verloren zu haben. „Wolfgang, sei doch nicht so, ich bitte dich! Wolfgang, wir meinen es doch so gut mit dir!“

Er maß sie mit einem unerklärlichen Blick. Und dann sah er an ihr vorbei ins Leere hinaus.

„Es wäre besser, ich wäre gar nicht da!“ stieß er plötzlich hervor, ganz unvermittelt. Es wollte trotzig klingen, aber der Trotz erstickte im jähen Ausbruch einer schmerzlichen Erkenntnis.

(Fortsetzung folgt.)



Zigeuner am Lagerfeuer.